

Wolfgang Sander, *Europäische Identität. Die Erneuerung Europas aus dem Geist des Christentums*, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2022, 267 S., 25,- €, ISBN 978-3-374-07019-0

Mit seinem neusten Buch bietet Wolfgang Sander, emeritierter Professor für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften in Gießen, einen profilierten Beitrag zur Diskussion über die europäische Identität.

Mit dem Begriff „kollektive Identität“ bezeichnet er, „was eine kleinere oder größere Gruppe von Menschen in einer für diese Menschen bedeutsamen Weise miteinander verbindet“. Obwohl er sich der Gefahren der Identitätspolitik bewusst ist, hält er kollektive Identitäten für „unvermeidlich“. Gefährlich würden sie, wenn sie „verabsolutiert“ würden und „zu moralisch und emotional aufgeladenen Ab- und Ausgrenzungen“ (S. 30) führten. Die Integrationspolitik der Europäischen Gemeinschaft könne auf Dauer nur erfolgreich sein, wenn sie nicht allein auf Nützlichkeits erwägungen beruhe, sondern eine Antwort auf die Frage nach der europäischen Identität anbieten könne. Diese Antwort müsse aus einer Renaissance des Christentums hervorgehen.

Durch einen Rückblick auf die Geschichte des Christentums will Sander zeigen, dass es als Grundlage der europäischen Identität in Frage komme. Das Christentum habe durch „ein neues, universalistisches Verständnis von Freiheit und moralischer Gleichheit jedes Menschen“ eine „moralische Revolution“ (S. 60) gebracht. Als wesentliche Errungenschaften seiner Geschichte nennt er die Unterscheidung zwischen dem Reich Gottes und der staatlichen Ordnung, die „*Bewahrung und Förderung von Bildung und Wissen*“ (S. 68) und die „*Entwicklung des Rechts* in Europa“ (S. 73). Der These, dass das Christentum die europäische Kultur entscheidend geprägt habe, dürfte kaum jemand widersprechen. Sander verweist z.B. auf die Strukturierung der Zeit, die Architektur und den Einfluss auf die Künste. Auch problematische Seiten

der Christentumsgeschichte spricht er an: die Spaltung der Konfessionen, die Kreuzzüge und die Hexenverfolgungen. Die Differenzen zwischen den Konfessionen hätten aber an Gewicht verloren. Im Blick auf die Kreuzzüge und die Hexenverfolgungen fordert er eine differenziertere, von antichristlichen Ressentiments freie Beurteilung.

Bevor Sander auf dieser geschichtlichen Grundlage entfaltet, wie aus einer Renaissance des Christentums eine europäische Identität hervorgehen könne, schließt er konkurrierende Ansätze aus. Einen allgemeinen Rückgriff auf die Aufklärung weist er mit dem Argument zurück, dass die Aufklärung als Geisteshaltung nicht auf Europa beschränkt sei und sich nicht auf eine bestimmte Epoche begrenzen lasse. An der radikalisierten Aufklärung, die sich in der Französischen Revolution realisierte, sei die Ambivalenz der Aufklärung hervorgetreten. Die Französische Revolution habe zur ersten Christenverfolgung seit der Antike geführt und im 19. Jahrhundert eine Abwehrhaltung der Päpste gegenüber der Moderne hervorgerufen. Folgen der Französischen Revolution seien der quasi-religiöse Nationalismus und „die Vorstellung von der Herstellbarkeit des ‚neuen Menschen‘“ (S. 115), die Sander als „Pathologien der europäischen Moderne“ (S. 107) kennzeichnet. Die Säkularisierungsthese hält er wie heute viele andere für gescheitert, doch beklagt er, dass es im Bereich der Religion einen Traditionsabbruch gebe und neue Formen des Religiösen Regressionsphänomene seien.

Die europäische Integration braucht nach Sander aber nicht nur eine geschichtliche Grundlage, sondern auch „normative Letztbezüge“ (S. 127). Säkulare Konzepte können ihm zufolge diese Letztbezüge nicht liefern, wie er exemplarisch an den Vorschlägen von Wolfgang Schmale und Horst Dreier, dem säkularen Humanismus und dem beliebten Verweis auf europäische Werte ausführt. Bis „in unsere Zeit“ sei es

„nicht überzeugend gelungen, tragfähige säkulare Begründungen für eine unverlierbare gleiche Würde aller Menschen zu finden“ (S. 138).

Nachdem er die konkurrierenden Ansätze zurückgewiesen hat, entfaltet Sander seine Vorstellung von einer christlichen Renaissance in Europa. Die Behauptung, dass die in Europa entstandene moderne Wissenschaft in einem Gegensatz zum Gottesglauben stehe, lässt er nicht gelten. Ein solcher Gegensatz entstehe nur, wenn man einen „naiven Realismus“ und ein „szientistische[s] Verständnis der Wissenschaft“ (S. 151) vertrete, also annehme, dass die Wirklichkeit so sei, wie wir sie wahrnehmen, und dass sie mit Hilfe des Verstandes vollkommen erklärt werden könne. Sander selbst sieht eine „*theistische* Metaphysik“ (S. 158) bzw. einen „*theistischen Konstruktivismus*“ (S. 164) als Alternative zum Naturalismus an.

Die christliche Renaissance umfasst nach Sander vier Erneuerungen: 1. Die „*Erneuerung des Gottesbezugs*“ (S. 172) wende sich kritisch gegen neue „Götter“ wie „das Ich und die Selbstverwirklichung, die Dignität von Erlebnissen“ sowie den „Kult des Besonderen und Einzigartigen“ (S. 180) und zielen auf die Rückgewinnung dessen, was alle Menschen verbinde: die Gottesebenbildlichkeit als Grundlage der Menschenwürde, der Menschenrechte und des Umgangs mit menschlichen Unzulänglichkeiten. – 2. Die „*Erneuerung des Weltbezugs*“ (S. 181) vollzieht sich nach Sander in der „Wiederentdeckung der Unverfügbarkeit der Welt“ und „des eigenen Lebens“ (S. 185). – 3. Zu erneuern sei auch das christliche Freiheitsverständnis, das „radikal“ sei, „weil es dem Gewissen des Einzelnen in letzter Instanz Priorität über jede innerweltliche Reglementierung und Anforderung“ (S. 188) gebe. Die Grenze der Freiheit liege nach christlicher Auffassung nicht in der Freiheit der anderen, sondern in deren Hilfsbedürftigkeit. „Egozentrismus und Hedonismus“ als „Verfallsform der Freiheit“ (S. 192) müssten überwunden werden. – 4. Die „*Erneuerung der Bildung*“ (S. 193) setze ein gehaltvolles Verständnis von Bildung an die Stelle einer Bildungskonzeption, die durch Nützlichkeitsabwägungen bestimmt werde: Bildung zielen „immer auch auf die persönliche Entwicklung von Menschen“, deren „Entwicklungsoffenheit“ (S. 196) sie voraussetze. Bezogen auf einen kulturellen Kontext sei sie „immer

zugleich Einbindung *und* Ent-Bindung des Individuums, Integration *und* Selbstbestimmung“ (S. 197). Die Begründung eines solchen Bildungsverständnisses liege in der Gottesebenbildlichkeit des Menschen.

Als sinnvollstes Modell des Verhältnisses von Kirche und Staat im Rahmen der christlichen Renaissance Europas betrachtet Sander das Modell der Kooperation. Damit schließt er an die Unterscheidung zwischen dem Reich Gottes und der politischen Ordnung an. Die Forderung nach einer „Äquidistanz des Staates zu den Religionen“ (S. 202), wie sie Dreier vertritt, lehnt er ab, weil sie in Aporien führe. Z.B. könne sich ein freiheitliches Europa „nicht äquidistant zum Christentum und zum Islamismus und anderen Formen von religiös motiviertem politischen Extremismus verhalten“ (S. 136). Der Verzicht auf Äquidistanz schließe aber kooperative Beziehungen zu nichtchristlichen Religionen nicht aus. Das Judentum gehört für Sander ohne Einschränkung „zur Geschichte, Gegenwart und Zukunft Europas“ (S. 205), doch für den Islam bestreitet er das unter Verweis auf den Islamismus.

Im letzten Kapitel des Buches fasst er zusammen, was die christliche Renaissance Europas bedeuten würde. Besonders hervorgehoben sei, dass sie nach Sander nicht nur zur „Übernahme von Verantwortung“ (S. 229) ermutigt, sondern „auch vor hypertrophen Selbstüberforderungen“ schützt und „die Haltung der Gelassenheit gegenüber der Fehlbarkeit des Menschen“ (S. 230) fördert.

An mehreren Stellen fordert Sanders Buch heraus, nachzufragen oder zu widersprechen. Das betrifft auch zentrale Thesen des Buches. Nach Sander ist die europäische Integrationspolitik auf eine kollektive Identität angewiesen, die ohne normative Letztbezüge nicht möglich sei. Diese Letztbezüge findet er in fundamentalen ethischen Orientierungen, die er in den Ausführungen zu den vier Erneuerungen entwickelt. Die Orientierungen sind aber nicht nur fundamental, sondern sie

implizieren Universalität, da sie sich auf den Menschen überhaupt beziehen. Historisch haben sie einen Ort in der europäischen Christentumsgeschichte, aber wenn man ihre Geltung akzeptiert, kann man sie nicht auf Europa beschränken. Daher können sie nicht eine spezifisch europäische Identität definieren, ohne dass ein Widerspruch zwischen ihrem universalen Inhalt und ihrer partikularen europäischen Verwendung eintritt. Aber sie könnten dem europäischen Einigungsprozess eine Vision vermitteln. Sie könnten ihn auf das Ziel ausrichten, einen Raum zu schaffen, in dem sie anerkannt und wirksam werden. Diese Ausrichtung sollte aber nicht mit dem Begriff ‚europäische Identität‘ bezeichnet werden, denn das untergräbt den universalen Anspruch der Orientierungen und erschwert es, global für sie einzutreten.

Die Orientierungen haben einen Ort in der Christentumsgeschichte, aber einige von ihnen haben sich in dieser Geschichte durchgesetzt, wenn sich andere kulturelle Strömungen mit ihr verbunden haben. So lehnte nicht nur die katholische, sondern auch die evangelische Theologie im 19. Jahrhundert mehrheitlich die Menschenrechtsidee ab. Früh anerkannt wurde die Idee, wo sich der Protestantismus mit der kulturellen Strömung der Aufklärung verbunden hatte, nämlich bei Vertretern des protestantischen Rationalismus.

Trotz ihres Ortes in der Christentumsgeschichte können die Orientierungen nicht zureichend gerechtfertigt werden, indem man christliche Traditionsbestände aktualisiert. Sanders Ausscheidungsverfahren, das schließlich nur das Christentum als Quelle normativer Letztbezüge übriglässt, befriedigt nicht. Denn auch, wenn es wirklich keine andere Quelle gäbe, wäre der Rückgriff auf christliche Traditionen nur für die Christen überzeugend, nicht aber für Atheisten, Agnostiker, Muslime usw.

Ein Konsens über die Orientierungen, dem *alle* zustimmen, dürfte nicht zu erreichen sein und sollte nicht angestrebt werden. Erreichbar sein könnte eine Zustimmung, die von einer großen Mehrheit getragen wird – einer Mehrheit, die groß genug ist, um eine europäische Integrationspolitik zu stützen.

Diese Mehrheit ist aber nicht zu gewinnen, wenn die Anerkennung der Orientierungen an eine Erneuerung des Christentums gebunden wird. Auch eine einzige rationale Argumentation wird nicht in der Lage sein, eine so breite Zustimmung zu finden. Die Mehrheit dürfte nur erreicht werden, wenn verschiedene Wege zur Anerkennung der Orientierungen führen können („Begründungsoffenheit“). Diese Wege können über das Christentum, aber auch über andere Religionen, Weltanschauungen, philosophische Argumentationen und moralische Gefühle führen. Unterschiedliche Wege zuzulassen, ist nicht ohne Risiko, denn es gibt im Voraus keine Garantie, dass sie konvergieren. Aber wo eine ideale Lösung fehlt, muss sich nicht nur die Praxis, sondern auch die Theorie mit weniger vollkommenen Lösungen begnügen.

Übrigens leitet Sander selbst die Orientierungen nicht unvermittelt aus christlichen Traditionen ab, sondern seine Ausführungen zu den vier Erneuerungen versuchen, die Orientierungen angesichts gegenwärtiger Erfahrungen zu plausibilisieren. Damit öffnet er selbst seinen Leserinnen und Lesern Wege, die den Gehalt der Orientierungen von den christlichen Traditionen ablösen und nicht die Anerkennung des christlichen Glaubens voraussetzen.

Resümee: Sander erinnert daran, dass die christlichen Traditionen Ressourcen enthalten, die einer Verständigung um die Ausrichtung des europäischen Einigungsprozesses Impulse geben können. Deshalb lohnt sich die Lektüre seines Buches. Besonders überzeugend ist, wenn er von diesen Traditionen her einfordert, dass die Unverfügbarkeit der Welt und des eigenen Lebens beachtet wird, und wenn er vor Selbstüberforderungen warnt und für einen gelassenen Umgang mit der menschlichen Fehlbarkeit eintritt. Aber auch das macht er von unseren Erfahrungen her plausibel. Obwohl das Christentum in der europäischen Geschichte die dominante Religion war, sollte die Suche nach den normativen Orientierungen für Europa nicht allein auf dessen Traditionen setzen, sondern offen sein für die Beiträge der vielfältigen kulturellen Traditionen Europas. Gegenüber allen und nicht nur gegenüber der

Vielfalt im Christentum ist die von Sander zitierte (S. 213) paulinische Maxime anzuwenden: „Prüft aber alles, und das Gute behaltet!“ (1 Thess 5,21).

Zum Rezensenten:

Dr. Michael Hüttenhoff ist Professor für Historische und Systematische Theologie im Institut für evangelische Theologie an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken.